Die Paraffinhand oder enthüllte Spiritistengeheimnisse.

Der tolle Spuk der spiritistischen Verirrungen ist oft genug Gegenstand belustigender Schilderungen gewesen. Auch an Enthüllungen der famosen Manipulationen der Herren Geistesbeschwörer hat es bis jetzt nicht gefehlt. Zu den wunderbarsten Aeußerungen der Geister gehört jedenfalls die, eine Paraffinform ihrer Hand zurückzulassen. Taucht man nämlich eine Hand abwechselnd in das flüssige Paraffin und in das Wasser, so erstarrt das erstere und bildet einen wachsartigen Ueberzug, der abgelöst als Hohlform dient. Wird darauf Gips in die Form gegossen, so erhält man einen Abguß der Hand. Zu bemerken ist jedoch, daß die Hand aus der Paraffinform nur dadurch befreit werden kann, daß man letztere an den Seiten mittelst eines Messers abtrennt, und deshalb muß eine absolut unversehrte Form auf Vorgänge durchaus ungewöhnlicher Natur deuten. Die Paraffinhände gelten bis jetzt als ein fester Beweis für die Fähigkeit der Geister, sich vermittelst des Perispritts eines Mediums zu verstofflichen, und sind eine kräftige Stütze der wundersamen Lehre von den wesenlosen Existenzen, die sich eines wesenlosen Stoffes —des mehr als hypothetischen Perisprits —bedienen, um aus dem Wesenlosen in das Wesenhafte überzugehen. Julius Stinde schildert in dem neuesten inhaltreichen Heft (7) der illustrirten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" in einem hochinteressanten Aufsatz über die „Physik des Uebernatürlichen" eine spiritistische Sitzung zur Erzeugung einer solchen Paraffinhand wie folgt: „Der Sitzungsraum war ein leeres Eßzimmer, in welchem sich eine transportable spanische Wand und ein Tisch befanden, auf dem die genau gewogene Paraffinschüssel, ein Gefäß mit kaltem Wasser und eine schwach brennende Lampe standen. Für die Zuschauer wurden erst kurz vor dem Beginn der Sitzung Stühle in das Zimmer hineingestellt. In einer Ecke stand ferner auch ein Harmonium. Das Zimmer, der Tisch, die spanische Wand wurden auf das Sorgfältigste untersucht. Es fand sich kein Apparat irgend welcher Art, der auf eine natürliche Beihülfe schließen ließ. Die Zuschauer nahmen auf ihren Stühlen Platz und das Medium trat vor. Zunächst wurde es seines Rockes entledigt und genau nach etwaigen Hülfsmitteln durchsucht. Das Medium wandte seine Taschen um, zum Beweis, daß es keine vorher angefertigte Form bei sich habe. Hierauf banden zwei Herren seine Hände über dem Rücken zusammen, während zwei andere Anwesende die Enden der Schnüre mit ihren Siegelringen ansiegelten. Zur größeren Sicherheit wurden die beiden Handgelenke des Mediums noch mit dünnem Kupferdrahte an einander gefesselt. Als dies geschehen, wurde der Oberkörper des Mediums in ein großes Stück Tüll eingehüllt, das nicht nur mit starkem Garn festgenäht, sondern obendrein mit einer Gürtelbinde umwunden wurde, die ihrerseits auch wieder mehrere Siegel erhielt. Nun wankte das Medium an den Tisch, vor welchen zwei Unbetheiligte die spanische Wand schoben, und noch einmal war es Zweiflern gestattet, das Medium zu untersuchen. Man fand nichts. Die Anwesenden nahmen Platz auf den Stühlen und mußten sich zur Bildung der magnetischen Kette die Hände reichen, nachdem ihnen eingeschärft worden war, die Kette auf keinen Fall zu durchbrechen, da die Geister dem Medium sonst Schaden an Leib und Seele zufügen könnten. Erleuchtet war das Zimmer nur von dem kleinen Lämpchen, welches auf dem Tische hinter der spanischen Wand stand, so daß das außerordentliche mystische Düster, das den Geistern angenehm ist, herrschte. An dem Harmonium hatte ein Musiker Platz genommen und feierliche Harmonien erklangen. Nun begann das Medium zu wimmern, als würde es von den Unsichtbaren malträtirt, dann stieß es plötzlich einen wilden Schrei aus und verstummte. Nach einer langen Pause schrie das Medium wieder laut auf und man hörte, wie dasselbe zu Boden fiel. Nun wurde Licht gebracht und die spanische Wand entfernt.

Das Medium lag bewußtlos auf der Erde und in dem mit kaltem Wasser gefüllten Gefäße — — schwamm die Paraffinhohlform einer riesig großen Geisterhand. Nur langsam kam das Medium wieder zu sich. Die Tüllumhüllung, die Siegel, die Schnüre und der Kupferdraht waren unversehrt. Daß die Hohlform in Wirklichkeit aus dem vorhandenen geschmolzenen Paraffin gewonnen worden war, ergab die Wage. Auf welche Weise war es nun dem Medium möglich gewesen, mit gefesselten Händen, eingehüllt in Tüll, der bei jedem Befreiungsversuche zerreißen mußte, die Form einer Hand zu erhalten, die einer wahren Teufelskralle glich? Im Grunde genommen kann man auf diese scheinbar unlösbare Frage wie jener siegesbewußte Examinant antworten: „Nichts leichter als das."

Stinde giebt im „Vom Fels zum Meer" folgende Erklärung: „Ueber eine von einem Bildhauer modellirte Teufelshand mit langen Nägeln, Runzeln und Warzen war eine elastische Leimform genommen worden, in welche ich sogenanntes Ledercollodium, eine Mischung von zähem Collodium und etwas Ricinnsöl, derart goß, daß nach dem Trocknen ein Collodium-Handschuh erhalten wurde. Ein dünnes Holzröhrchen wurde dort eingesetzt, wo der Arm anfängt, und luftdicht mit Seidenfäden umschnürt. Diesen Handschuh, der im aufgerollten Zustande nur sehr wenig Raum einnimmt, verbarg das Medium unter dem Gummizug—seines Stiefeletts. So genau nun auch das Medium untersucht ward, dachte doch Niemand daran, daß die Geisterhand in dem Schuh versteckt sein könne, und das wichtigste Requisit zum Spuken entging der Controle. Damit das Medium ungestört blieb und Niemand unberufener Weise hinter die spanische Wand schauen konnte, wurde die „Kette" geschlossen und vor dem Unterbrechen derselben dringlich gewarnt. Es wäre auch zu komisch gewesen, dem Medium bei seiner Arbeit zuzusehen, denn kaum fand es sich allein, als es sich auf den Fußboden setzte und den Collodiumhandschuh mit dem Munde hervorholte. Die dünne Tüllhülle erschwerte diese Operation, ohne sie jedoch unmöglich zu machen; die Hauptsache aber war, daß das Medium hinreichende Geschwindigkeit und gymnastische Gewandtheit besaß, um Kopf und Fuß nahe genug an einander zu bringen. Das Wimmern diente nur zur Erhöhung des Effekts, wogegen der laute Aufschrei mir als Zeichen galt, daß es dem Medium gelungen war, nicht allein den Handschuh zu gewinnen, sondern denselben auch mittelst des Holzröhrchens aufzublasen. Den aufgeblasenen Handschuh tauchte das Medium nun abwechselnd in Paraffin und Wasser, bis er eine Form hatte, die fest genug war, um das Auslösen der Collodiumhand durch Schütteln, Saugen und Spülen in dem kalten Wasser zu gestatten. Der zweite laute Schrei zeigte an, daß die Form gelungen und der Handschuh entfernt worden war. Das Medium hatte denselben aus Bequemlichkeitsrücksichten in eine dunkle Ecke geschleudert, wo es denselben später aufnahm, denn die Verwunderung über die Geisterhand war so groß, daß Niemand an eine nochmalige Untersuchung des Schauplatzes dachte, an dem die Geister sich manifestirt hatten."

Friedrich Spielhagen über Berthold Auerbach.

Eine Gedächtnißfeier für Berthold Auerbach, die der „Literarische Club" in Berlin veranstaltet, hatte in der Singakademie ein andachtsvolles Publikum versammelt. Der Trauermarsch aus der Eroica stimmte die Herzen tief und elegisch, und als seine Klänge verhallt waren, nahm Friedrich Spielhagen das Wort, um in bewegter Rede das Wesen des heimgegangenen Dichters und Freundes darzustellen.

Auerbach, der, wie nur je ein Grieche des Homer, in der Gegenwart lebte, der die Empfindung der Gegenwart in seinem Athem ausströmte, mußte deshalb auch einen politischen Entwicklungskampf durchfechten, ehe er dichterisch mündig wurde. Es war ihm Vieles durch die Natur gegeben, aber das Eine konnte ihm nicht a priori gegeben sein, daß er, der Schwabe, in dem Pommern seinen Bruder sah, daß der Dörfler den Städter auch einen Menschen sein ließ, daß das Kind des Juden, der Talmudschüler, von ganzer Seele auf ein Himmelreich verzichtete, in dem nicht Platz wäre für Alle, die es in sich tragen, für Reich und Arm, Christen, Juden und Muhamedaner. Zwei Momente sind es also: die politisch mißliche Lage, in welcher der Dichter seine Heimath, und der von physischen, moralischen und ökonomischen Mauern eingezwängte Gesichtskreis, in welchem er sich selbst fand, aus welchen für ihn zwei Aufgaben erwuchsen, von denen er die eine zu lösen hoffen durfte mit Hilfe Aller, die andere durch sich selbst: Schaffung eines freien einigen Vaterlandes — und geistige Läuterung seiner Weltansicht. Im Verfolg der einen mußte der Dichter Politiker werden, zur Absolvirung der anderen Philosoph. Oder will man lieber für Politiker „glühender Patriot", für Philosoph „sich mit philosophischen Dingen eifrigst beschäftigend" sagen, so ist damit die Thatsache angedeutet, daß Auerbach kein Berufspolitiker und kein Berufsphilosoph sein konnte. Zu dem ersteren fehlte ihm das schnelle Zugreifen und die Menschenverachtung; zum zweiten die Konzentration auf die Untersuchung des Gedankenobjektes. Nicht immer fand er zur rechten Stunde das Zauberwort, um die philosophischen Besen in die Ecke zu bannen, und deshalb sah es manchmal in dieser Hinsicht nicht recht wohnlich bei ihm aus. Aber ich möchte die philosophischen Falten auf seiner Stirn nicht vermissen. Sie stehen ihm so gut, wie dem Schweizer seine Narben. Sie sind erworben im offenen Kampfe. Wer Auerbach's Entwickelungsgang nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachtete, würde ihn niemals verstehen, wie er den scharfkantigen Kiesel dem kritischen Goliath Wolfgang Menzel an die unverschämte Stirn schleuderte, weshalb er sich Spinoza zum Heiligen seines Lebens erkor, wie er mit den Wiener Studenten fraternisirte und bei der Beschießung Straßburgs um seinen geliebten Münster bangte; wie er die Sänger- und Schützenfeste aufsuchte und nicht fehlte, wo es galt, deutschen Geist zu rühmen....

„In einem Strome sind auch Quellen", ist ein tiefsinniges Wort unseres Freundes, welches auf die dichterische Stimmung gemünzt war, der während des Schaffens und aus dem Schaffen neue Nahrung zufließt. Ueber den Strom des dichterischen Schaffens könnte ich nun Vieles sagen; es ließen sich darüber Bücher schreiben, und sie werden geschrieben werden, denn wir Deutschen sind ein schreibelustiges Volk. Auch von den Werken des Dichters gilt das Wort Wallensteins:

„Die inn're Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Und da erscheinen mir denn Auerbach's Werke nothwendig im Ganzen und im Einzelnen, selbst in ihrer chronologischen Folge. Die Entwicklung seines Genius geht so normal vor sich, daß man seine individuelle Entwicklung als typisch für die Entwicklung jedes Dichters seiner Gattung erachten kann. Ich weiß nicht, wer einmal gesagt hat: „Wer eine gute Geschichte erzählen will, muß drei im Kopfe heben." Auerbach hatte tausend im Kopfe, und während andere Schriftsteller nach Stoffen suchten, befand er sich in einem embarras de richesse, der ihm beim Komponiren ein wirkliches Hinderniß war. Durch sein geschäftiges Hirn zuckten die Gedanken wie Sternschnuppen in einer klaren Laurentiusnacht. Daraus ergaben sich wunderliche Phänomene. Die ursprüngliche Konzeption war sonnenklar, die erste Skizzirung keck und zuversichtlich. Las man aber das vollendete Werk, so wollte es als etwas von dem ursprünglichen Plane Abweichendes erscheinen, bis man nach langer Erinnerung in der Rekonstruktion wieder den Grundplan mit überzeugender Deutlichkeit heraustreten sah. Es war die Villa, die der Baumeister im Grundriß gezeigt hatte; es waren aber Nebenhäuser, die im Kontrakt nicht bedungen, mit ausgeführt, die Verzierungen und die Rosen und Schlinggewächse, die auf der Zeichnung fehlten, waren hinzugetreten. Da kommen die Leute, die von der Kunst mehr verstehen wollen, und sagen: „Er wußte nicht zu komponiren." Ich, der ich in ihm den Meister verehre, sage: Er verstand es wohl! „Auf der Höhe" ist ein Meisterwerk der Komposition; im „Landhaus" wird der volle Strom allerdings zum Schluß gezwungen, in Kaskaden und Wasserfällen zu verlaufen; im „Walfried" quillt er nach allen Seiten über. Diese aus der Ueberfülle geborenen Mängel sind aber charakteristisch für alles epische Wesen, welches die ganze Welt erfassen möchte, und die in der modernen Epik schärfer hervortreten, wo ein Dichter das Thema des anderen aufnehmen muß und reicher ausgestalten möchte.

Und noch Eins ist charakteristisch: Auerbach kennt keinen einzigen grundschlechten Menschen. Er liebt sie alle, den Todtschläger und den Brandstifter; sie haben alle noch eine Portion guten Wesens bewahrt. Es fällt Auerbach schwer, die Gemüthsleere eines modernen Blasirten darzustellen. Pranken im „Landhaus" und Irmas Bruder in „Auf der Höhe" sind trotz aller Allüren der Wüstlingsnatur wahre Dilettanten der Gemüthlosigkeit. Wie es für den Physiker keinen ganz leeren Raum giebt, so gab es für Auerbach kein ganz ödes Herz. An Allen ist etwas von Auerbachs persönlichem Wesen haften geblieben. Und für den epischen Dichter in seinen Anfängen ist dieser Standpunkt gegeben: Er muß sich selbst zunächst als den einheitlichen Mittelpunkt der Erzählung hinstellen. Freilich nicht direkt, sondern heimlich, indem er sein Gesicht in fremdartige Masken hüllt und sich ausstaffirt: Er bringt den Helden in Lagen, in denen er sich selbst nie befunden hat. So ist der Baruch im „Spinoza", der Ephraim Kuh in „Dichter und Kaufmann" Berthold Auerbach — und er ist es auch wieder nicht. Erst wenn der Dichter sich durch diese Vorübung geschmeidet und gefestigt hat, dann kann er an seine eigentliche Arbeit gehen und frei und objektiv schildern. Das ist der Auerbach der „Dorfgeschichten". Er ist der Tolpatsch nicht, auch nicht der Buchmaier, der Bachmüller; aber er kennt sie Alle und schaut ihnen bis auf den tiefsten Herzensgrund, er deckt ihn auf, den Leser erschütternd. Das, was er wahrhaft kennt, sein väterliches Erbe, auf dem er als auf seinem eigenen Boden steht, verwaltet er, es nutzend wie ein fleißiger, betriebsamer Wirth, nicht wie Einer, der auf Raubbau arbeitet.

So waltet er zwanzig Jahre auf seinem Hofe; es bleibt nicht eine Scholle ungewendet. Da kommt ein Tag, wo über seiner Thür nicht mehr steht: „Dies Haus ist meine Welt", sondern „Die Welt ist mein Haus." Ein wetterwendischer Sinn ist in den bedächtigen Mann gefahren; er ist des kostbaren Erbes überdrüssig geworden. Er folgt der Phantasie, er geht in die Kreisstadt, in die Hauptstadt; er schildert die Welt. Die Früchte des Sommers werden im milden Herbste eingebracht. Das ist: „Auf der Höhe," Das Landhaus am Rhein" und „Waldfried". Der alte Landmann fühlt die Last der Sommerarbeit; er sagt: „Ich ziehe mich auf mein Altentheil zurück; es giebt noch ein paar Stellen, die mir eine reiche Ernte geben, ehe der Winter kommt." Das sind: „Nach dreißig Jahren", „Forstmeister", „Landolin", „Brigitta". Und dann kam — nicht der Winter, gelobt sei Gott — dann kam der Tod und sprach:

„Du frommer und getreuer Knecht, komm' mit mir, Du bist über Wenigem getreu gewesen und bist über Vieles gesetzt und bist auch über dem Vielen getreu gewesen. Du wendest Dich von mir? Du schüttelst das greise Haupt? Du hast noch viel zu thun? Die Geschichte Deines Lebens zu schreiben? Die Werke eines Dichters sind die Geschichte seines Lebens! Laß sie von Anderen schreiben: Auch Shakespeare hat nur seine Werke hinterlassen. Mußt Du denn Alles auf Deine breiten Schultern nehmen? Das Leben ist so süß, und Du magst noch nicht sterben? Nun denn! Sterben? Ich will Dir ein Wörtlein sagen!"

Er hat es gern gehört, daß Zeugniß war der heilige Friede auf seinem sterbenden Antlitz. Er war ein Menschenmensch, wie er sich selbst nannte, weil er die Menschen nicht entbehren konnte. Ruhm aber und Liebe und Preis und Lob und Dank hat sein Volk dem Genius gezollt, so lange er unter ihm wandelte. Wenn er von ihm geschieden, faßt es die duftigen Blumen zusammen in einen unverwelklichen Kranz und nennt ihn — Unsterblichkeit.

Anlage zum Geschäftsmann

Der kleine Benjamin kommt freudestrahlend aus der Schule nach Hause und sagt dem alten Silberstein: „Vaterleben, hab' verdient einen Groschen." — „Wie hast Du denn das gemacht, mein Sohn? — „Müller's Fritzchen wollte gern einen raufkommen. Er bekommt dann immer eine Zuckerdüte zu Hause. Hab' ich mich mit ihm besprochen, und als der Lehrer fragte, habe ich geantwortet absichtlich falsch und hab' es dem Fritzchen dann zugeflüstert richtig. Ist Fritzchen über mich gesetzt worden und hat mir dafür gegeben einen Groschen." — „Du bist mein lieber Sohn!" sagte der alte Silberstein. „An Dir werde ich noch haben große Freude!"

Trinkerlogik.

Wie kann das nur Destillation heißen?

Wo so?

Nun, das müßte man doch Durststillation nennen!

Goethe und Oesterreich.

Von Dr. Heinrich Laube. *)

Gestern hat mich Jemand gefragt, ob es wohl jetzt an der Zeit wäre, einen deutschen Dichter zu feiern. Ich habe darauf geantwortet, es sei immer an der Zeit, einen deutschen Dichter zu feiern, sei es jetzt in Wien ganz besonders an der Zeit. Ja, einen wirklichen Dichter zu feiern, ist es immer an der Zeit. Solch' eine Feier bringt lauter Segen. Wir blicken da in eine Welt, welche uns durch die bunten Bilder des Tages verdeckt worden ist; wir erkennen da mit einemmale, daß es höhere und tiefere Dinge in der Welt gibt, als die Alltagswelt ahnen läßt; wir gestehen uns mit Ueberraschung ein, daß wir eigentlich gedankenlos dahin gelebt haben, und daß wir etwas viel Besseres sein können, als wir sind. Ein großer Dichter ist ein erhöhter Mensch, ihm in's Herz schauen, erhöht uns selbst.

Wie sollten wir nicht heute, da vor einem halben Jahrhundert einer der Größten von uns gegangen, wie sollten wir nicht innerlichst geneigt sein, das Bild eines Goethe vor unsere Seele zu rufen!

Seine Bildsäule fehlt noch in unserer Stadt. Ist es nicht ein Bedürfniß unseres Geistes wie unseres Herzens, an solchem Gedenktage öffentlich auszurufen: Wir brauchen diese Bildsäule, schafft auch für Wien eine Bildsäule Goethe's herbei!

Steht Goethe etwa den Oesterreichern ferner, als andern deutschen Stämmen, welche ihm längst ein Monument gesetzt? Ich behaupte: im Gegentheile, er steht den Oesterreichern ganz besonders nahe. Kein deutscher Stamm ist dem österreichischen so nahe verwandt als der fränkische, und Goethe war ein echtes Kind des fränkischen Stammes.

Dem Volksliede. Ich habe mich nie des Eindruckes erwehren können, es müßten die heitern Lieder Goethe's in unsern Bergländern aufgenommen worden sein, als wären sie da drüben rechts im nächsten Thale oder links da oben im Bergwalde entstanden. Vergegenwärtigen wir uns ein solches Lied, zum Beispiel: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt". Ueberreden Sie sich, Sie wüßten nicht, wer das Lied gemacht, und hören Sie einige Verse an:

„Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt,
juchhe!
D'rum ist's so wohl mir in der Welt,
juchhe!
Und wer will mein Kamerade sein,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein.

Ich stellt' mein Sach' auf Geld und Gut,
juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth,
o weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort!

Auf Weiber stellt' ich nun mein' Sach',
juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach, o weh!
Die Falsche sucht sich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil,
Die Beste war nicht feil." U. s. w.

Wenn das ein junger Geselle singt, werden Sie nicht sagen: Ja, das mag wohl unter uns gedichtet worden sein?

Diese Verwandtschaft mit einem lebenden Volksstamme und Volkstone und Volksliede bedeutet eben wirklich, daß diese neue Poesie in echter Wahrheit wurzelte. Sie war nicht minder zärtlich und sehnsüchtig, hören Sie „Neue Liebe, neues Leben": „Herz, mein Herz, was soll das geben?".... Und sie war nicht minder von tiefer und doch so schöner Trauer: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß".... Helle Verzweiflung findet sich bei Goethe niemals allein; er eröffnet immer eine Zuflucht; seine Dichtung ist eben darin eine Kunst, daß sie nie ohne Trost läßt.

Darum vielleicht waren just diese Verse — ich weiß es — die Verse: „Wer nie in kummervollen Nächten auf seinem Bette weinend saß", die Stoßseufzer jener sogenannten Demagogen, welche während der Dreißiger Jahre in preußischen Gefängnissen schmachteten. Diese Demagogen waren gebildete Leute, welche den Trost des Dichters suchten und verstanden. Mit einem Worte, Goethe hatte eine Dichtkunst erweckt, welche überall, besonders durch seine Lieder, wohlthätig wirkte, bis zu den einfachsten Leuten hinab durch innere Fröhlichkeit fröhlich belebend, bei allen Schichten süeß Schwermuth und Sehnsucht weckend, bei den höher Gebildeten einen tiefen Schutz darbietend gegen Schmerz und Pein. Jedermann wußte es schon nach Götz von Berlichingen, nach Werther's Leiden und nach diesen Liedern: es ist den Deutschen ein echter neuer Dichter geschenkt worden in Wolfgang Goethe. Nichts weiter war auch von ihm bekannt, als Kaiser Josef ihn mit dem Reichsadel auszeichnete.

Nun erst kam sein Hauptwerk — und nun verlasse ich auch unsere specifisch österreichischen Beziehungen zu Goethe. Ich habe sie ja nur herausfordernd erwähnt, um auch die Gleichgültigkeit unter uns aufzuwecken. Nun ergreift er mit seinem Hauptwerke nicht nur alle Stämme des deutschen Vaterlandes, nun trifft er alle gebildeten Nationen Europa's, die Engländer, die Franzosen, die Italiener, ja auch die Spanier und slavische Völker, und man spricht bei dem Namen Goethe von einer Welt-Literatur.

Dies Hauptwerk—Sie wissen es Alle —es ist der Faust.

Dieser Faust beginnt in der frühesten Dichterjugend Goethe's, er erfüllt sein ganzes Leben, er wird erst geschlossen kurz vor seinem Tode. Im Faust ruht, athmet, denkt und spricht der ganze Goethe....

Faust galt und gilt für das Buch der Bücher deutscher Literatur.

Sie kennen es ja Alle; es ist eine Bibel des modernen Lebens geworden. Was ist der Mensch? Was wird er? Was kann er erreichen, wenn er über das Alltägliche hinaus will? Ich sage des modernen Lebens, denn jegliches überlieferte Dogma bleibt darin beiseite. Aus uns selbst, aus unserm Geiste und Herzen allein, aus unserm Wissen und Können sollen wir die Offenbarung schöpfen. Es wird kaum Jemand unter uns sein, der nicht Sprüche des Faust für die Bedürfnisse seiner Seele im Gedächtnisse trüge und sich vorsagte im Drange des Lebens. Dadurch ist es eben das Buch der Bücher geworden, welches alle Nationen fesselt als das Werk eines größten Dichters, und der Faust allein schon berechtigt uns zu der Frage: Wo ist das Denkmal dieses großen Dichters in der deutschen Hauptstadt Wien zu finden? Wo?

Den 22. März 1832, also gestern vor fünfzig Jahren, ist der große Mann in Weimar gestorben. Seine letzten Worte waren: „Licht! mehr Licht!"

Der Eindruck dieser Todesnachricht war erschütternd. Es war, als ob ein Grundpfeiler deutscher Welt zusammengebrochen wäre. Ja, diesen Eindruck empfand hier in Wien selbst der staatliche Stillstandkreis, welcher sich einbildete, die Welt festhalten zu können in ihrer Bewegung, und Gentz geberdete sich, als ob eine Stütze seines Systems gefallen wäre. Unglaublicher Irrthum oder absichtliche Täuschung! Der Dichter des Faust, welcher die ununterbrochene Entwicklung, das rastlos wandelnde Bestreben darstellt, hätte eingefangen sein können, in ein kurzathmiges System des andauernden Stillstandes.

Goethe sprach wenig über Politik, diese höchst wandelbare Wissenschaft, aber es sind Aeußerungen genug von ihm vorhanden, welche seine politischen Gedanken enthüllen. Dieser war deutschpatriotisch. Er wagte nur nicht zu hoffen, weil er die zersplitterte Unmacht des Vaterlandes Zeit seines Lebens vor sich sah, und weil er die unentschlossene Schwäche seiner Landsleute fürchten zu müssen glaubte, eine Schwäche, welche eben durch die trostlosen Geschicke deutscher Nation entstanden war.

Dem wunderlichen Klagerufe eines Gentz gegenüber erhob sich übrigens bei der Nachricht vom Tode Goethe's die ganze literarische Welt Wien's wie Ein Mann zur Todtenklage, zur Klage über den unermeßlichen Verlust, welchen das deutsche Vaterland erlitten. Anastasius Grün, Lenau, Seidl, Vogel, Tschabuschnigg, Zedlitz — sie Alle traten auf mit klagenden, den großen Dichter preisenden Gedichten.

Schließen wir uns dieser Klage an, ja erhöhen wir diesen Preis, welcher seit fünfzig Jahren nicht gesunken, sondern gesteigert worden ist. Dies ist das Zeichen echter Größe: sie wächst mit der Zeit noch, weil sie auf dem fruchtbaren Grunde der Wahrhaftigkeit ruht. Sie sind gar selten die großen Männer, preisen wir es dankbar, daß uns ein so großer Mann wie Goethe geschenkt worden ist! Sein Freund Schiller sagt in der „Jungfrau von Orleans": „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Nun, ein großer Dichter ist die Ehre einer Nation, und er ist außerdem ein Glück der Nation. Er hat einen zwiefachen Anspruch, gefeiert zu werden.

Seien wir uns dessen bewußt. Die Franzosen verehren ihren Victor Hugo, welcher auch bis in's hohe Alter hinaufragt, sie preisen ihn überschwänglich und sie thun recht daran. Unsere Nachkommen werden erfahren, ob Victor Hugo fünfzig Jahre nach seinem Tode den Franzosen noch so viel bedeutet, wie heute Goethe fünfzig Jahre nach seinem Tode uns bedeutet. Uns lebt Goethe heute noch in voller Lebenskraft, und wir glauben fest, daß auch nach hundert Jahren Goethe's Faust die Deutschen erfrischen und beglücken wird.

*) Festrede zur fünfzigjährigen Feier Goethe's, gehalten zu Wien im großen Musik-Saale, am 23. März 1882.

Muckenich und der Volkswirthschaftsrath.

Muckenich (kommt, eine Zeitung in der Hand haltend, in einem leider nur zu bekannten Zustand vom Leipziger Platz und biegt in die Wilhelmstraße ein. Hier redet er einen Schutzmann an). Da sind Sie ja, Herr Tagwächter, ihnen suche ick schon seit Erfindung der Stecknadeln. Ick nehme nämlich an, det Sie die Stecknadel sind, die ick suche, aber wenn Sie et nich sind, denn sagen Sie et, denn macht et nischt.

Schutzmann. Was wollen Sie denn? Sie kommen mir etwas angerissen vor.

Muckenich. Etwas? Denn bin ick ein Anderer. Wat mir betrifft, so bin ick leider etwas mehr als etwas anjerissen. Ick sitze nämlich heute Morjen bei Aux caves de Bier in der Wallstraße un hatte mir da einen chemisch untersuchten, jarantirt reinen, unjejypsten, französischen Affen jekooft, als die Thür ufjeht un wer meenen Sie wird rausjewiesen?

Schutzmann. Na?

Muckenich. Ick.

Schutzmann. Das wird wohl so in Ordnung gewesen sein.

Muckenich. Denn kann ick nich weiter mit Ihnen verkehren, det is 'ne Beleidijung, die nur mit'n amerikanischen Duell abjewaschen werden kann. (Er geht weiter und setzt seine Erzählung fort.) Ick sitze nämlich, wie jesagt, unter einem Stadtbahnbogen un trinke ruhig meine sechs Seidel un'n Schnitt, da höre ick, wie die Leute sagen: Der Volkswirthschaftsrath hat jejen dem Tabaksmonopol jestimmt! Det is'n Unsinn, rufe ick, der Volkswirthschaftsrath wird det nich wagen, denn denn steht Alles uf'n Kopp, Bismarck hat den Volkswirthschaftsrath eijenhändig berufen un sagte: Bringt mir det Monopol zu Stande, denn det Monopol is ein Patrimonjum für die Armen, eine Wohlthat, oder, wie es der Franzose nennt, ein Charite. Bei diesem Worte blieben Alle im Bogen sitzen, blos ick flog im Bogen raus. (Zu einem Droschkenkutscher.) Un nu will ick direkt in det Kanzlerpalais.

Droschkenkutscher. So? Na, denn jrüßen Sie von mir.

Muckenich. Ick danke im Voraus.

Droschkenkutscher. Wat wollen Sie denn da?

Muckenich. Det wissen Sie noch nich? Nu erzähle ick bereits 'ne doppelte Tour lang, um wat es sich handelt, un noch wissen Sie et nich. Hier steht nämlich in die Zeitung vom Donnerstag den allerdreiundzwanzigsten, den es im März jeeben hat, Folgendes. (Es sammeln sich Zuhörer um ihn.) Hören Sie bloß. (Er fängt an zu lesen.) „Auffehen erregte am Dienstag in und vor dem Palais des Reichskanzlers —"

Ein Dienstmann. Lauter!

Muckenich. Für Ihre Angtree spreche ick jrade laut jenug, haben Sie verstanden?

Dienstmann. Nee, wenn ick verstanden hätte, denn würde ick ja nich „Lauter!" jerufen haben.

Muckenich. Na, denn werde ick et mal mit dem zweijestrichenen Niemann versuchen. (Er liest laut weiter).... „ein reduzirt gekleideter Mensch, der auf jeden Fall den Fürsten zu sprechen verlangte. Aus den wirren Reden war ersichtlich —"

Ein Briefträger. Nich so laut, man kann ja Ihr eijenes Wort nich hören!

Muckenich. Det schadet mir nischt, Herr Stephan. (Liest weiter.) „...daß man es mit einem Geisteskranken zu thun habe, und erfolgte daher seine Sistirung nach 37. Polizei-Revier in der Leipzigerstraße."

Dienstmann. Bravo! Zulage haben!

Muckenich (geht weiter). Un nu will ick mal nach dem Palais des Reichskanzlers, un wenn der Fürst jrade zufällig wieder in seinem Sohn zum Volk herabjestiegen is oder sonst nich zuHause sein sollte, denn werde ick den Portier fragen, ob ick, Muckenich, vielleicht der Jeisteskranke jewesen bin. (Laut.) Denn der Volkswirthschaftsrath hat det Monopol abjelehnt, un wer jetzt nich den Verstand verliert, der is verrückt!

Schutzmann. Nicht so laut!

Muckenich (außer sich). I, wozu denn die Heimlichkeit? Et is ja nu doch alljemein bekannt un nich mehr zu unterdrücken. Ja, et is Allens verrückt, un det is zum Dollwerden! (Zu einem Jungen.) Denken Sie sich den Zustand, Herr Drasal. Der Volkswirthschaftsrath stimmt jejen's Monopol, da jagt die Norddeutsche Alljemeine, det verstehen die Liberalen nich, der Volkswirthschaftsrath hat jejen det Monopol jestimmt, weil er dafür is. Wat sagen Sie dazu, Herr Drasal? Steht nich Allens uf'n Kopp?

Der Junge. Hurrjöh, haben Sie aber'n Käfer! (Läuft fort.)

Muckenich. Det macht det herrliche Wetter. Et war dies Jahr jar keen Winter, un der Frühling is nich fahrplanmäßig einjetroffen, sondern ville zu früh. Kaum merkten det die Käfer, so kamen sie sofort zur Welt, un daran sehen Sie, det ooch in der werthen Natur Allens uf'n Kopp steht. (Er redet eine Dame an.) Ah, da sind Sie ja, Princeß Pauline. Nee, haben Sie sich verändert! (Die Dame geht rasch vorüber.) Sie sind ja sehr jewachsen, un wenn det so fortjeht, denn wachsen Sie ja die Marjan in'n Schatten, so daß Sie die jrößte Zwerjin sein werden, die jemals ausjestellt jewesen ist. (Schreit.) Hier, meine Herren, sehen Sie den Riesenzwerg Princeß Pauline —

Schutzmann. Wenn Sie Skandal machen, werde ich Sie verhaften.

Muckenich. Sie sind der erste Mensch, der mir nich mit Skobeleff verwechselt, Väterchen, sonst würden Sie mir nich mit Verhaftung drohen, weil ick den öffentlichen Frieden störe. Un nu bitte ick Ihnen, jehen Sie mit in det Reichskanzlerpalais, ick will da erfahren, ob ick der Jeistesjestörte vom Dienstag bin, oder ob der Volkswirthschaftsrath wegen Bismarckbeleidijung verklagt wird. Entoder—weder! Jehen Sie mit?

Schutzmann (ergreift Muckenich am Arm). Vorwärts.

Muckenich. Sie jehen ja rechts. Links müssen wir jehen. Nee, is det 'ne verrückte Zeit! So'n Patrimonium tremens is noch nich dajewesen. (Nach einer Pause.) Wissen Sie schon det Neuste? Sie bringen mir nach'm 37. Polizei-Revier in die Leipziger Straße, wo der Jeisteskranke hinjebracht worden is. Na, denn weeß ick Bescheid. Erinnern Sie sich, wat ick Ihnen von der Prinzeß Pauline jesagt habe? Et ist davor jesorgt, det die Zwerje nich in den Himmel wachsen. Ick bin zwar janz nüchtern, aber doch nich so sinnlos, det ick nich insehe: So können wir nich fortjehen. Sie wollen mir verstaatlichen? Schön! Der Volkswirthschaftsrath wird dajejen stimmen, aber et nützt nischt, Sie verstaatlichen mir dennoch. (Er wird in die Wache geschoben.) 'Mahlzeit, Herr Volkswirthschaftsrath, un wenn ick nich .... jeistesjestört bin, Sie.... sind.... unschuldig. (Er setzt sich nieder und schläft ein.

(Wespen.)

Eine Fee des Ballets.

Welch reizende Figur!
— So rief ein Elegant. —
„Durch meine Hülfe nur!"
— Ein Fischbein-Fabrikant. —
Welch üppig schöner Bau.
Fern jeglichem Getäusch! —
Wattirer rief: „Ich schau'
Nur Fleisch von meinem Fleisch!"—
Es rieselt um sie her,
Wie flüssig Gold das Haar!
„Ach" — raunte ein Friseur —
„Bezahlte sie nur baar!"
Beim Lächeln voller Huld,
Man jeden Gram vergißt! —
„Nur ich nicht ihre Schuld!"
Sprach seufzend ein Dentist. —

Furchtbare Drohung.

Wenn der Herr Oberlehrer Doktor Pimpeling sich ärgert, so wird er heftig, und dabei passirt es ihm leicht, daß er sich verspricht. Eines Tages sind die Schüler während der Lection so unbotmäßig, daß er in Hitze geräth und ausruft: „Wenn dieses ungezogene Betragen nicht aufhört, so setze ich das Buch auf den Kopf, nehme die Thüre des Conferenzzimmers unter den Arm und geh' in den Hut.

Gast: „Kellner, geben Sie mir eine Portion Forellen!"—Kellner: „Wünschen Sie dieselben blau abgesotten?" Gast: „Ist mir egal,—ich bin farbenblind."

Zwei Bilder.

Entworfen nach Angaben des Warschauer Polizeiberichtes.

I.

Die Kerzen funkeln, die Köpfe glühn,
Zur Decke knallen die Pfropfen,
Wie leuchten die Augen der Männer so kühn,
Wie pochen die Pulse und klopfen.

Und Einer